Die Staublawine

Autor(en): **P.V.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **26 (1950-1951)**

Heft 17

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-705969

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ich mit 120 Mann zusammen. Unter diesen war auch ein Oberfeldwebel von der Panzerwaffe. Ueber 3 Wochen habe ich diese 120 Mann geführt. Bei Angriffen durch Partisanen haben wir fast die Hälfte der Kameraden verloren. Ich habe sie in kleine Trupps aufgeteilt. Dann stieß ich auch mit einem Hauptfeldwebel meiner Division zusammen. Er war vom Inf.-Regt. 98. Der Oberfeldwebel von der Panzerwaffe wollte nun die große Straße nach Lida marschieren. Ich war dagegen, denn man wußte nie, ob die Straßen besetzt waren.

Man kam wohl auf der guten Straße schneller vorwärts, aber mich schmerzten meine Wunden, und außerdem hatte ich wieder große Blasen unter den Füßen, denn ich lief ja barfuß. Der Oberfeldwebel führte also nun, und wir folgten. Er schlug ein tolles Tempo an. Ich ließ ihm sagen, er solle langsamer und vorsichtiger gehen und die Dörfer vermeiden. Er ging aber durch ein Dorf, und dies wurde uns zum Verhängnis. Während des Marsches bemerkte ich Panzerspuren, die zum nahen Wald führten. Es ging also wieder einmal stur durch. Auf dem Hof der ersten Gehöfte sah ich Lastkraftwagen stehen, auch gingen Posten hin und her. Mir wurde komisch um die Herzgegend. Daß die anderen Kameraden dies nicht bemerkten, konnte ich wirklich nicht glauben. Ich machte dem Hauptfeldwebel hinter mir ein Zeichen. Er war aber schon im Bilde. Es war ein verrücktes Gefühl, so ins Wespennest zu marschieren. Wir hatten fast das Dorfende erreicht, als die Rufe: «Wer ist da?» ertönten. Alles blieb auf einen Ruck stehen und war mäuschenstill. Plötzlich: «Hände hoch!» Sofort setzte nun der Feuerzauber ein. Von allen Seiten krachten die verfluchten Mp.-Salven. Noch nie in meinem Leben bin ich so schnell über Gartenzäune mit und ohne Stacheldraht gekommen. Hosen und Jacken, alles mußte dran glauben. Gottseidank schossen die Schweine wieder, wie üblich in der Nacht, zu hoch. Aber unser Haufen war einmal wieder gesprengt. Der kleine Oberfeldwebel mit 3 Mann war und blieb verschwunden. Ich hatte nun noch 14 Mann bei mir. Wir schlugen uns dann seitlich des Dorfes weiter durch, gerieten aber in ein Sumpfgebiet und blieben hier erst einmal vor Erschöpfung und Aufregung liegen. Auch setzte in dieser Nacht Regen ein. Früh morgens zogen wir, manchmal bis an die Knie im Sumpf, weiter in Richtung Süden, um die Stadt Lida zu umgehen.

Mit meinen Männern habe ich nun noch sehr viele Nahkämpfe mit Russen und Partisanen überstanden. Auch habe ich Kameraden verloren und neue wiedergefunden. Aber unser Marsch um Lida blieb doch nicht verborgen, denn am nächsten Tage suchten uns Patrouillen aus der Luft, auch zu Pferde.

Wie die Indianer sind wir in der Nacht an den russischen Posten vorbeigeschlichen. Oft habe ich persönlich jeden einzelnen Mann ins Gebet genommen und ihm alles eingehämmert, was er tun und lassen müsse. Furchtbar war das Klappern der Kochgeschirre, das laute Reden und das starke Auftreten mit den Stiefeln. Wenn wir über festgetrocknete Aecker oder auf Feldwegen gingen, so wurden Lumpen um die Stiefel gewickelt. Geraucht wurde nachts überhaupt nicht. Wer sich nicht fügen wollte, wurde ausgestoßen. Wenn wir betteln mußten, so teilte ich stets 3—4 Mann ein, und habe ihnen die betreffenden Gehöfte gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Staublawine

Die Lawinenkatastrophen, denen ein Teil unserer Bergbevölkerung in diesem Winter zum Opfer fiel und die im ganzen Lande große Teilnahme und Hilfsbereitschaft auslösten, hatten eine Solidarität, ein Zusammenstehen des ganzen Schweizervolkes im Gefolge, wie man es sonst nur in Zeiten allgemeiner Gefahr, namentlich in solchen des Krieges, verspürt. Auf die Lawinen von Schnee, Eis und Trümmern folgte eine solche von Einzahlungsscheinen und Noten, um die Not der Betroffenen zu lindern, um Steine zum Neuaufbau zu schaffen. Vorbildlich war vor allem aber der Einsatz unserer Truppe, die überall bald auftaucht und wacker zur Stelle war. Volk, Behörden und Armee arbeiteten einmal mehr Hand in Hand, wie das in dieser engen und aufrichtigen Zusammenarbeit nur bei uns möglich ist.

Lawinen haben seit jeher bei der Bergbevölkerung ihre Opfer gesucht. Es verging kein Winter, ohne daß einzelne Skifahrer, Streckenwärter unserer Bahnen, Straßenarbeiter, Chauffeure und andere Werktätige von Lawinen überrascht wurden und nicht mehr erwachten. Selten dagegen war das furchtbare Ausmaß an Zerstörungen, wie wir sie in diesem zu Ende gehenden Winter erlebten.

Erlebnisse mit Lawinen, kleinen oder großen, Staub- oder Grundlawinen, gehören zu jenen Eindrücken, die zeitlebens stark in uns haften bleiben. Wer eine Lawine einmal donnernd und polternd, Bäume knackend und mit Getöse ins Tal fahren sah und hörte, der wird dieses Bild nicht so bald wieder vergessen.

Es sind mehrere Jahre her, daß ich mit einem guten Freund und Skikameraden im oberen Entlebuch, in der Nähe der Nordflanke des Brienzer Rothorns, an einem Silvestertag eine Skitour unternahm. Wir benützten nicht das Postauto vom Tal her, sondern machten, wie immer, den weiten Weg zu Fuß. Braun und ausgefahren war der Waldweg, braun all die Karrenwege, wo die schweren Holzschlitten zogen. Ueberall lag zermalmtes und zerstampftes Holz am Wege und auf der Schlittbahn. Man hörte dumpfe Pferdeschellen, schwere Tritte, sah Bauern mit schwarzen Zipfelmützen und grauen Kitteln, an denen sich ein leichter Rauhreif festgesetzt hatte. Sie holten Holz im Bergwald und brachten es taleinwärts. Oft auf abschüssiger, oft auf ansteigender Straße. Es schwitzten Mann und Roß. Sie gaben schwer zu schaffen, die dicken Stämme.

Ueberall im Tale sangen monoton die Sägereien. An- und abschwellend war ihr Heulen, und ständig klagend zerteilten sie das Holz. Bis weit hinauf in den Bergwald war es vernehmbar, das immer gleiche Jammern. Hell beginnend sank der Ton zum Seufzer und klang endlich hell und befreit wieder aus. Wir wußten, daß der Stahl wieder einen Stamm durchbissen hatte. Je höher wir stiegen, desto stiller wurde der Wald, und allmählich verstummten die Sägereien im Tal.

Der Tannenwald wurde häufiger, die Buchen machten den Aufstieg nicht mehr länger mit, und auch andere Laubbäume blieben zurück. Der Schnee lag tiefer da oben, die Windstärke nahm beständig zu. Aus West blies es stark herüber, wo der schützende Wall des Waldes uns verließ. Ein Halt wurde notwendig, um die Handschuhe anzuziehen. Da begegnete uns der erste Schlitten mit anderer Fracht als Holzstämmen und Scheitern. Heu war es, Wildheu. — Leicht trabte das Gefährt an uns vorüber; der Bauer lag im molligen Heu und nickte aus seinem beneidenswert weichen Polster gelassen grüßend. Bald war das beschwingte Gefährt unseren Blikken entschwunden.

Es war am frühen Abend. Der unbändige West wurde plötzlich zum Orkan. Den auf gefrorener Unterlage liegenden Neuschnee raffte er wild zusammen, trug ihn durch die Lüfte und schmiß ihn mit infernalischer Geste auf uns, die wir uns kaum zu schützen wußten. Unsere anfängliche Freude am Schneetreiben machte aufsteigender Besorgnis Platz. Jeder neue Windstoß drohte uns von der Straße fortzufegen in den Abgrund. Die Blickweite beschränkte sich noch auf ein paar Meter. Die Schlitten, denen wir erst noch begegneten, waren alle verschwunden. Immer dichtere Pulverschneemassen trieb der Sturm in den Gräten über uns zusammen und entleerte sie auf die Straße. Wir glaubten zu ertrinken, zu ersticken und schützten mit Taschentüchern Nase und Mund. Es war genau so, wie wenn uns die Köpfe in kaltes Wasser gesteckt worden wären. Statt Luft schnappten wir Wasser und nochmals Wasser. Der sehr feine Staubschnee drang in alle Luftwege ein und verwandelte sich sofort in Wasser. — Es war ein Kampf um Sein oder Nichtsein, da sich die großen Schneemengen auch um die Füße legten und ein Fortkommen kaum mehr möglich schien. Dennoch ging es nach Minuten, die uns zu Stunden wurden. Wir erreichten ermattet und entkräftet eine gegen Westen vorgeschobene Felspartie, die endlich Schutz gewährte.

Für diesmal waren wir gerettet. Beim Aufblicken entdeckten wir im Windschatten einen Bauernschlitten. Der Bauer blickte mit kummervoller Miene in das Tobel, aus dem wir aufgestiegen waren. «Staublawinen gibt es da oben öfters», brummte er. Sie haben es nicht leicht, die Bergbauern. Wir wußten seither, daß in den Bauernschlitten auch Tod und Verderben mitfahren können.

hr.

Armee-Museum, Thun

Unser Volk war von jeher dafür bestrebt, die Neutralität und unsere Demokratie zu verteidigen und zu bewahren. Unsere Vorfahren haben darum gekämpft und sich dafür eingesetzt — wir handeln nicht anders und würden uns ebenfalls im Kampfe restlos dafür einsetzen, wenn es nötig sein sollte — die kommenden Generationen werden ihr Denken und Wollen dahingehend bekunden.

Sichtbares Zeugnis, daß unsere Väter und auch wir gewillt waren, unsere Heimat mit Waffengewalt zu verteidigen, legen die im Armee-Museum, das im altehrwürdigen Schloß Schadau in Thun untergebracht ist, vorhandenen Requisiten und Gegenstände ab, wobei die gesamte Schau mit einer Soldatenmarken-Ausstellung aus dem Weltkrieg 1939/45 bereichert wurde. Das Ganze aber bekundet den Wehrwillen unseres Volkes, dessen wir gerade heute wieder besonders bedürfen. — Seit 29. April 1951 ist das Museum für die Bevölkerung zur Besichtigung wieder alle Sonntage und auch an Mittwochnachmittagen geöffnet.

P. V.